

Mundartdichtung in Franken

Bei genauer Überlegung müßte der Titel meines Referats erweitert werden, denn offensichtlich hat sich das Verständnis der Öffentlichkeit für den Begriff der „Dichtung“ in Mundart, der Mundartdichtung also, umgekehrt.

Als Mundartdichtung empfindet man das Bemühen vieler, die in Mundart schreiben und dabei mit mehr oder weniger Schielen auf den Erfolg Volkstümliches beschreiben, manchmal auf Kosten der darüber Lachenden und manchmal aber auch mit dem Anspruch des Humorvollen, der nicht mehr will, als sich und den Menschen Freude zu bereiten.

Es handelt sich dabei um eine überwiegend beschreibende Art, wobei das Formale sich weitgehend in althergebrachten und vor allem bewährten Gleisen bewegt. Viele dieser Arbeiten, vor allem Gedichte, sind untereinander mehr oder weniger austauschbar, in der Thematik wie in der Art des Schreibens.

Die Mühe ist anzuerkennen, der Fleiß, mit dem hier neben der Schadenfreude (womöglich über sich selbst) gelegentlich auch echte Freude produziert wird. Ein echtes Bemühen ist spürbar und das Engagement enorm.

Darüberhinaus gibt es in der Region Franken mehr als Ansätze zu einer literarischen Mundart. Der Redlichkeit halber muß gesagt werden, daß sich einzelne Autoren sowohl als „Mundartdichter“ wie auch mit anspruchsvollen Texten ausweisen.

Sicher hatte Nikolaus Fey die Schwelle von der Mundartdichtung zur Mundartliteratur überschritten, er bezog erstmals den Menschen ein und wurde Vorbild für Begabungen, die sich anfangs der sechziger Jahre zusammentaten, zusammenstritten und dabei unzufrieden wurden mit dem, was man so üblicherweise schrieb, auch wenn man schon eine „Gemeinde“ hatte. Fast jeder der heutigen „Vätergeneration“, wie ich sie unter Einschluß der Damen bezeichnen möchte, ist diesen Weg in den härteren Anspruch an das eigene Werk und damit den literarischen Anspruch gegangen.

Freundlicher und immer hilfsbereiter Helfer und Kritiker war weniger die Presse (Mundart schreibt sich halt so schwer hin und ist noch schwieriger phonetisch zu lesen!), Wegbereiter der Entwicklung war das Studio Nürnberg des Bayerischen Rundfunks, wo Dr. Buhl qualifizierten Arbeiten den Weg in die Öffentlichkeit ermöglichte, wo Herbert Lehnert den vor dem Mikrofon Zitternden Mut machte und sie zu guten Mundartsprechern erzog, wo die Sendereihe „Wie's fränkisch klingt“ über Jahre hinweg Ansporn und Bestätigung zugleich war und wo neben anderen Sendungen jetzt die sonntägliche Sendung „Volksmusik und Mundart“ manche Möglichkeit eröffnet. Für all dies sei, — und das ist einmal notwendig, herzlicher Dank gesagt!

In der heutigen Mundartliteratur Frankens ist es weniger die Form, um die es Fragen gibt: sie kann sich sogar bedingt abheben von der gesprochenen Sprache, um so verständlicher zu werden, — sie verselbständigt sich sozusagen und wird damit zum Medium einer nicht unverbrauchten, aber weniger verbrauchten Sprache, die es ermöglicht, Fragen und



Aussagen noch an das Gefühl und den Verstand eines Menschen heranzubringen.

Dabei ist mit „Fragen“ und „Aussagen“ vor allem das Bewußtmachen der Tatbestände des Lebens, der Situation des Menschen in seiner Umwelt, der Fragwürdigkeit von aufgezwungenen oder hergebrachten Lebens- und Zusammenlebensformen gemeint.

Damit unterscheidet sich die heutige Mundartliteratur Frankens wesentlich von der Nach-Grübelchen Zeit (obwohl es auch heute noch kräftig grübelt!) — und zwar unterscheidet sie sich im Thema wie in der Form. Es kommt nicht auf den göttlichen Einfall, die Idee allein an, denn alles ist schreibbar und beschreibbar, wenn das Milieu und die Sprache zusammenklingen, übereinstimmen, und wenn der Rythmus, der jeder Mundart zugrundeliegt und sie trägt, sauber und richtig eingehalten wird.

Schließlich ist es auch die Werkstatt, der Abmagerungsprozess, der in der immer wiederkehrenden Bearbeitung bis zur Öffentlichkeitsreife einer Arbeit liegt, der erstzunehmende Mundartautoren ausweist.

Es ist nicht mehr die Natur allein, die Umwelt, der sich der Schreibende zuwendet, — es ist der Mensch vor allem! Hinter einer für sich scheinbar banalen Zeile, hinter der formalen äußersten Vereinfachung verbirgt sich der frohe, leidende, fragende, der strebende und beharrende, der mit sich und der Umwelt zufriedene und unzufriedene Mensch.

Fragen brennen auf der Haut, im Beispiel wird die Situation herausgelöst und sichtbar. Nach der „Wiener Schule“ H. C. Artmanns und seiner Gruppe sind Fitzgerald Kusz stark und Lothar Kleinlein zumindest nach meiner Meinung teilweise orientiert bzw. beeinflusst. (Wobei bei alias Lothar Kleinlein eine interessante Variante einer ortsbezogenen Drauf- und Durchsicht zu bemerken ist).

Diese Autoren fangen ein Wort, eine Situation aus ihrer gegebenen Augenblicksbeziehung auf und setzen sie auf eine oft verblüffende Art und Weise um. Vielleicht ist es gerade die betonte Kargheit, die Einfachheit der Texte, die treffen und bewußt werden lassen, was hinter ihnen an Leben und Zusammenleben mit seiner Problematik im weitesten Sinne steht.

Das ging bisher an einem vorbei. Jetzt ist es gesagt, nicht hochgespannt und auch nicht unbedingt „schön“, aber wahr!

Die Aufmerksamkeit des Funks wie auch anderer Dialektgruppen im deutschsprachigen Raum sind der Lohn für dieses sprachliche Wagnis, das mit seinem typisch umgangssprachlichen fränkischen Akzent sicher nicht beim Gedicht und bei der Erzählung haltmachen wird, sondern sich, — dessen bin ich sicher und erste gegläckte Versuche bestärken mich darin, — zum spielfähigen Theaterstück fränkischer Zunge führen wird.

Nun zu einer kurzen Aussage über meine eigene mundartliterarische Arbeit: Widder, Kram, Luther, Fey waren meine Vorbilder und ich war sicher wie so mancher andere unbewußt über mehrere Jahre hinaus Fey-Epigone. Dann bin ich, herausgefordert durch die Kirchberger Tagungen und durch die Mundarttagung in Kitzingen den Weg gegangen, den ich für richtig hielt: auf die Notwendigkeit der sprachlichen Voraussetzungen (wie Sprachfarbe, Rythmus) achten und zu versuchen, eigenständig und möglichst unverwechselbar zu sein. Ein Ziel, an dem ich heute wie damals arbeite.

Zuerst waren es eine Reihe von Gedichten, die langsam vom Reim zur freien Form führten, — dann immer mehr, da ich von der Kurzgeschichte her komme, — Erzählungen sowie eine szenische Abfolge für Laientheater mit sprachlicher Mischung von hochdeutsch und Mundart und ein Hörspiel in Mundart.

In den Erzählungen sind es zumeist die alten Menschen und ihre Probleme, die ich anspreche, weil dies nach meiner Meinung notwendig ist. In letzter Zeit tendiere ich wieder mehr und bedingt durch meine persönliche Erfahrung, Entwicklung und Auseinandersetzung mit Zeit und Lebenssituationen zum Mundartgedicht, das sich freilich vom Formalen wie vom Thema her wesentlich von meinen früheren Arbeiten unterscheidet.

Seit ich schreibe, schreibe ich hochdeutsch, halte aber die Mundart in vielen Fällen für das mir gemäßigere Medium, in dem ich mich situationsgerecht ausdrücken kann und — das hoffe ich — auch entsprechend verstanden werde.

Willy R. Reichert, Postfach 9, 8500 Nürnberg 156

Das Sachbuch in der Literatur

Was soll das Sachbuch in der Literatur, so fragen sich Primaner, Abiturienten und noch unentschlossene Akademiker, die in ihrer oft originellen Revolte gegen den deutschen Schulaufsatz, mit dem man sie so lange plagte, nun die deutsche Literatur ausmachen. Sie zeigen mit Recht eine Abneigung gegen das Sachbuch, das in seiner anspruchsvollen Form neben literarischer Veranlagung auch noch Kenntnisse verlangt.

Diese Abneigung als eine Privatsache wird nun leider so demonstriert, daß die Clique das Sachbuch nicht nur abzudrängen, sondern aus der „Literatur“ überhaupt herauszuschneiden sucht. Dies geschieht interessanter Weise zu einem Zeitpunkt, an dem das Sachbuch beim Leser nicht nur stetig, sondern ruckartig die „schöne Literatur“ überholt.

Wenn der Deutsche einer Sache etwas antun will, dann benutzt er als beste Waffe eine jeweils dafür konstruierte Definition.

Daß der Definator (oder hier wohl besser gesagt, der Definant) das Sachbuch vom Fachbuch unterscheiden kann, das hat man ihm heute meist schon abgerungen. Es war so günstig, das Sachbuch in der ganzen nicht-belletristischen Produktion zu ertränken und es mit Schul- und Lehrbüchern, Nachschlagewerken und Wörterbüchern in den großen Topf der Sachliteratur zu werfen und so die Belletristik wirksam von einer allzu ungemütlichen Nähe zu befreien.

Eine essayistische Methode zum Schutz der „höheren schönen Literatur“ gegen das Sachbuch anzugehen, besteht in der Benutzung verschiedener Jargonbereiche für die Belletristik und das Sachbuch. Was hier schlicht genial ist, ist dort geschickt gemacht. Was hier klug ist, ist dort clever. Was hier einmalig ist, ist dort originell. Was hier groß ist, ist dort brav. Was hier souverän ist, ist dort wendig. Kurz, was hier Gold ist, ist dort Scheidemünze und wenn es verzinntes Gold wäre.

Bei all dem abwertenden Gerede literarischer Feuilletons, den vereinten Anstrengungen der erwähnten Primaner, Abiturienten und unentschiedenen Akademiker, bleibt die harte Tatsache, daß die Schöne Literatur im Anteil der Jahrestitelproduktion von 20,6% des Jahres 1967 auf 17,9% des Jahres 1973 gefallen ist und daß damit das langjährige Jahresmittel von 19,3 Prozent um zwei Prozent unterboten ist. Ein Glück für die Belletristik ist es hier meines Erachtens noch, daß der Buchhändler, wie sich in „Buch und Buchhandel in Zahlen“ — Herausgegeben vom Börsenverein des Deutschen Buchhandels — zeigt, dem Phänomen „Sachbuch“ noch sehr undefiniert gegenübersteht, dazu keine statistische Spalte findet und es, wie erwähnt, in der allgemeinen Sachliteratur ersäuft. Trotzdem hüten wir uns nun hier, in den allgemeinen Fehler zu verfallen und eine Definition für das Sachbuch zu geben. Was ein Sachbuch ist, weiß man nämlich auch ohne Definition ganz genau. Die deutschen Buchklubs rechnen alle mit einer gesteigerten Nachfrage nach eben diesem Sachbuch und handeln danach bei Neuerwerbungen. Wer also nicht weiß, was ein Sachbuch ist, der braucht nur den Katalog einer Buchgemeinschaft herzunehmen, die Belletristik

